

Im September 2010 erschien Moritz von Uslars Roman »Deutschboden. Eine teilnehmende Beobachtung«. Der Untertitel war Programm: Der Autor, ein vor allem für seine Interviews bekannter Popliterat und -journalist, hatte sich vorgenommen, sich auf die prekarierte männliche Bevölkerung einer Kleinstadt im Brandenburgischen einzulassen. Er wusste, dass die Kleinstadt »Oberhavel«, die im wirklichen Leben den Namen Zehdenick trägt, nach 1989 ein gravierendes Problem mit Rechtsradikalismus hatte, und es war auch ein bisschen diese »geile Angst«, die der Reporter in seinem »Hardrockhausen« suchte. Er blieb drei Monate, freundete sich mit einigen Objekten seiner Beobachtung an und schrieb jenes Buch, das damals weithin besprochen, später verfilmt und nun im *Spiegel* vom 9. Dezember dieses Jahres von der gebürtigen Zehdenickerin Manja Präkels einer harschen Kritik unterzogen wurde.

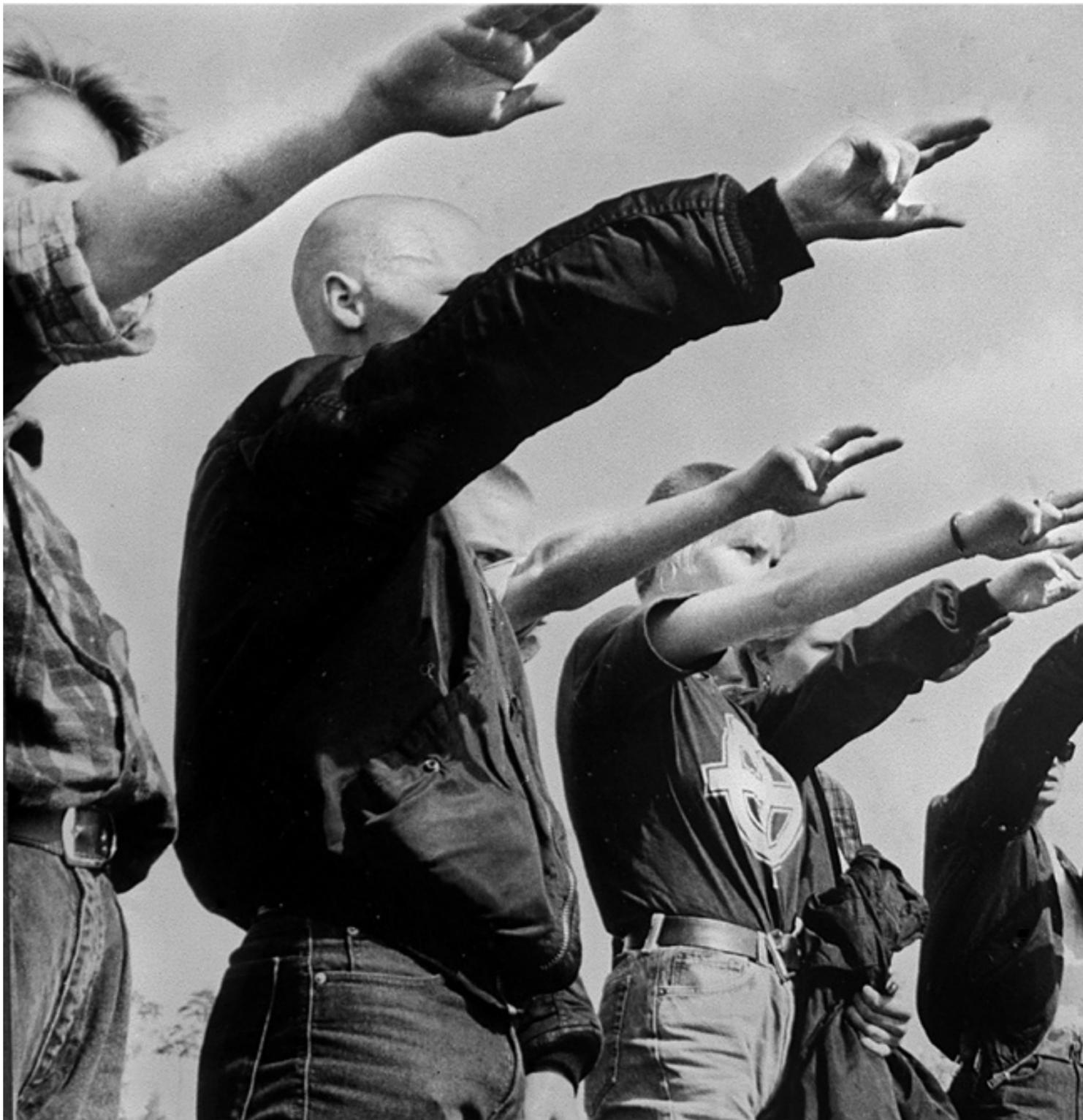
Gegensätzliche Perspektiven

»Deutschboden«, so Präkels, verharmlose den Rechtsextremismus in der Kleinstadt, der Autor sei eher fasziniert von den »kernigen Prolls« und interessiere sich nicht für die Opfer rechter Gewalt. In einem nachgereichten Interview in der *Zeit*, das von Uslar nach dem AfD-Erfolg bei der Bundestagswahl mit seinen mittlerweile arrivierten Protagonisten am Zehdenicker Stammtisch geführt hatte, präsentiert er die »Angstverbreiter der Neunziger« als »geläuterte Helden ihrer eigenen Geschichten«. Bei Präkels selbst dagegen weckten die Fotos der Interviewten »alte Angst«: »Die sitzt noch immer direkt unter der Haut. Total ungeil. Ich Opfer – viel weniger unterhaltsam als die leitseligen Männer beim Bier«. Der angegriffene Autor und auch sein Verleger Helge Malchow haben mittlerweile am 14. Dezember in der *Zeit* beziehungsweise im hauseigenen Blog des Verlages Kiepenheuer und Witsch »Die Kiepe« geantwortet und die Vorwürfe zurückgewiesen.

Manja Präkels hat kürzlich ihren ersten Roman veröffentlicht, »Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß«, dessen Handlung ebenfalls in Zehdenick angesiedelt ist. Es ist eine teilnehmende Beobachtung anderer Art, die die Autorin vorstellt (ihr Roman ist autobiographisch grundiert): Sie berichtet von jenen 1990er Jahren, in denen Schwarze in die Havel gestoßen wurden (O-Ton: »die Kohlen fliegen gut«), in denen Jugendliche, die sich nicht dem Mainstream der Springerstiefel und Glatzen anpassten, allein schon deshalb gejagt, verprügelt und totgetrampelt wurden. Während Moritz von Uslar seine moralische Unbefangenheit ostentativ ausstellt, um Erkenntnisse über das Milieu und das Denken jener zu gewinnen, die frei heraus sagen, dass sie damals »schon schlimm« gewesen seien, hat Präkels die Gewalttaten selbst erlebt. Sie war dabei, als der 18jährige Ingo Ludwig von Skinheads so schwer verletzt wurde, dass er an den Folgen starb. Sie hat erlebt, wie die Tat vom Verfassungsschutz als Folge eines »Treppensturzes« verharmlost wurde – und sie hat dagegen angeschrieben und dem Opfer ihren Roman gewidmet. Es ist angesichts dessen keine Überraschung, dass es kaum eine verbindende Brücke zwischen diesen zwei Beobachtungen zu geben scheint. Wer Erfahrungen gemacht hat wie Präkels, kann es nicht ertragen, wenn Gewalttäter oder deren Sympathisanten sich als irgendwie harmlos und irgendwie cool präsentieren dürfen und ein in jeder Hinsicht unverdächtiger Autor wie Uslar ihnen ein Forum gibt.

Das bedeutet jedoch nicht, dass die teilnehmende Beobachtung des »Reporters«, wie er sich in seinem Roman stets nennt, nicht auch eine legitime Darstellung wäre. Sie nähert sich dem Problem von einer ganz anderen Seite als Präkels: Während sie beschreibt, wie sich das kleinstädtische Klima nach der »Wende« in Richtung Fremdenhass und rechtem Terror verschob – der Schnapskirschenesser war ein Kinderfreund, der später zum »Hitler« (= Anführer) einer Schlägertruppe mutierte –, nähert sich von Uslar den Tätern oder Mitläufern von gestern, um sich durch allmählich erworbene Nähe Zugang zu deren Gedankenwelt, ihren zum Teil haarsträubenden politischen Deutungsmustern, aber auch ihren Wünschen und kruden Ängsten zu verschaffen.

Der Preis für dieses Vorgehen, das dem Autor immerhin einiges an Einsatz abverlangt, ist sein provokantes Verweigern einer Bewertung des Gehörten. Er kann die Brandenburger Pils-Laberer redlicherweise nur in ihren Worten und Taten vor-



In der deutschen Gegenwartsliteratur finden sich rechte Gewalttäter bestenfalls als Staffage in Gesellschaftspanoramen der ostdeutschen Provinz (Neonazis aus Berlin-Lichtenhagen)

führen, nicht aber nachträglich aus einer übergeordneten Perspektive denunzieren. Das Verfahren der – im Gegensatz zu Präkels' bitteren Erfahrungen – frei gewählten teilnehmenden Beobachtung ist mit Recht umstritten. Es liegt in der Natur der Methode, dass der teilnehmende Beobachter nicht objektiv sein kann. Und auch, dass er stets droht, den beobachteten »Indigenen« auf den Leim zu gehen. Dafür bringt er uns außenstehenden Lesern Menschen näher, die uns in vielem sehr fremd sind. Der Roman »Deutschboden« hat hier, das lässt sich kaum leugnen, Aufklärung betrieben. Von Uslar ist im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen nicht für wenige Stunden an den Ort eines aktuellen Gewaltausbruchs gefahren und hat die üblichen Bilder von offenbar übergeschnappten Kleinbürgern geliefert, sondern er ist in einer Phase relativer Ruhe und für eine vergleichsweise lange Zeit gekommen. Damit hat er Einblicke gewonnen und weitergegeben, die die Leser nun selbst bewerten müssen.

Anzumerken wäre wohl auch, da es sich hier um einen Streit zwischen zwei Prosaautoren handelt, dass von Uslar sein Werk dezidiert als Roman bezeichnet hat. »Deutschboden« ist keineswegs nur eine ethno-, sozio- oder gar zoologische Problemstudie über die »wilden Männer« im Osten, sondern zugleich auch ein literarischer Text. Literatur muss ihre Gegenstände nicht frontal auf die Hörner nehmen und benennen; im Idealfall entwirft sie Szenarien, die den Leser ästhetisch vermittelt nachempfinden lassen, worum es hier gerade geht. Wer etwa die aberwitzige Autofahrt des »Deutschboden«-Personals durch die brandenburgische Nacht mit überhöhtem Tempo, ausgeschaltetem Licht und einer suizidal anmutenden Choreographie der Spurwechsel liest, bekommt nicht nur ein glänzend geschriebenes Stück geboten, sondern er

wird auch unmittelbar in das Zusammenspiel von Langeweile, Erlebnishunger und Todesverachtung vermeintlich perspektivloser Jungmänner hineingezogen. Und es mag sein, dass in dieser Attitüde auch das entfernte Echo einer Menschenverachtung nachklingt. In Passagen wie dieser macht von Uslar zumindest erahnbar, worin auch die Anziehungskraft des Bösen oder einfach nur des Mitmachens gelegen haben mag. Dabei halten sich die ironisch ausgestellte Pose und ein allumfassendes, niemals aufgelöstes Unbehagen die Waage. Eine Literatur, die solches vermag – dem Leser auch die eigene Affinität für das Abgründige zu spiegeln –, muss nicht unbedingt die schlechteste sein.

Und die Opfer?

So wichtig »Deutschboden« als provinzzdeutsches Gesellschafts- oder Gemütspanorama ist (bei dessen Lektüre man sich tatsächlich wünscht, »der Reporter« hätte sich auch einmal mit Vertretern der verschiedenen Opfergruppen besoffen und ihre Stimmen aufgezeichnet), so wichtig ist es, dass Manja Präkels sich nun zu Wort gemeldet hat. Mit Recht macht sie geltend, dass die Stimme der Opfer rechter Gewalt bislang kaum gehört wird. Bereits die von ihr mitherausgegebene Sammlung von Erinnerungen und Kurzprosa zum Thema rechte Gewalt, die 2011 unter dem Titel »Kaltland« erschienen ist, stand mit diesem Fokus ziemlich einsam in der literarischen Landschaft der letzten 25 Jahre. Denn die Geschichte der jüngeren deutschsprachigen Erzählliteratur ist im Hinblick auf die Auseinandersetzung oder auch nur Thematisierung rechter, rassistischer und sozialdarwinistischer Gewalt die Geschichte eines weitgehenden Versagens. Während es Theaterstücke, Jugendliteratur und

Kino- sowie Fernsehfilme in nennenswerter Zahl (und mitunter auch Qualität) gibt, scheinen die deutschen Prosaautoren seltsam schweigsam und verdrückt bei dem Thema.

Eine Sichtung der sogenannten Höhenkamm-literatur deckt – angesichts der Zahl von fast 200 Todesopfern rechter Gewalt in der Bundesrepublik seit 1990, die jene der so oft thematisierten Morde der Roten Armee Fraktion um ein Vielfaches überschreitet – eine Erinnerungslücke auf. Ist die deutsche Erzählliteratur also auf dem rechten Auge blind? Nicht ganz, aber Neonazis sind im Figurenarsenal der Gegenwartsliteratur tatsächlich kaum anzutreffen, und ihre Opfer haben keine Stimme. Ein Blick auf das Wie der spärlichen literarischen Erinnerung an Ausschreitungen wie in Rostock-Lichtenhagen, Hoyerswerda oder Mölln und anderswo zeigt, dass selbst dann, wenn Neonazismus und Rechtsradikalismus in den Blick genommen werden, oft vieles im dunkeln bleibt.

Rechte Gewalttäter finden sich am ehesten als Hintergrundstaffage in ostdeutschen Gesellschaftspanoramen, vorzugsweise in der Provinz, wie in den »Simple Storys« (1998) von Ingo Schulze; sie gehören zum Personal von Dorfgeschichten wie »Vor dem Fest« (2014) von Sasa Stanisic. Geschildert werden hier Träger rechter Einstellungen als perspektivlose männliche Jugendliche (die Martin Walser 1993 in seinem Essay »Deutsche Sorgen II« verharmlosend als »Skinheadbuben« abgetan hat). Stanisics mit dem Preis der Leipziger Buchmesse ausgezeichnetes Dorfpanorama etwa zählt genau einen Neonazi – oder anderthalb, wenn man seine dusselige Freundin mitrechnet, die den Spuk nur ihm zuliebe mitmacht. Der Faktor Gender, den Manja Präkels mit dem Titel ihres *Spiegel*-Essays »Echte Männer, geile Angst« in die Debatte

Skinheadbuben

Manja Präkels und Moritz von Uslar streiten über die Verharmlosung rechter Gewalt. Das ist gut so, denn es lenkt den Blick darauf, wie sehr die deutsche Literatur bei diesem Thema versagt hat.

Von Matthias N. Lorenz



Lichtenberg am ehemaligen KZ Sachsenhausen, Aufnahme aus dem Jahr 1990

einbringt, offenbart eine Leerstelle nicht nur in »Deutschboden«. Frauen waren Opfer, wehrloser als Männer, zugleich aber auch nicht selten Täterinnen. Es ist erstaunlich, wie sehr die Literatur bei diesem Thema hinter die andere große erzählende Kunst, den Film (etwa David Wnendts »Kriegerin« aus dem Jahr 2011 oder Burhan Qurbanis »Wir sind jung. Wir sind stark.« von 2014) zurückfällt. Stanisics tumber Dorfnazi verschläft jedenfalls den einzigen Übergang einer rechten Horde im Buch. Diese feiert ein Fest im Containerdorf rumänischer Erntehelfer und hinterlässt ein eher halbherziges ausländerfeindliches Graffiti, »weil weiß gespritzt auf gelb und weil das Ausrufezeichen fehlte«. Die Rumänen machen achselzuckend aus »Rumänen raus« mit ein paar Strichen »Rumänen-Haus« – das war's auch schon.

Ingo Schulzes »Simple Storys« kennen rechte Gewalt bestenfalls vom Hörensagen: als rivalisierende Jugendliche, eine von zwei Seiten, die beide über die Stränge schlagen. Eine Figur, eine Journalistin, erinnert sich in vier knappen Sätzen an einen Übergang, bei dem die Familie eines jugendlichen Punks überfallen wurde, woraus der Leser schließen darf, dass es sich wohl um neonazistische Täter gehandelt haben dürfte. Die von ihr im Folgenden ausführlicher erzählte Episode kreist jedoch um einen Trittbrettfahrer, der ihr eine ähnliche Geschichte auftrifft und dem sie nicht glaubt, so dass der Status von Meldungen über rechte Gewalt in Zweifel gezogen wird. Dass sich die Taten in den 1990er Jahren vor allem gegen Asylsuchende und Ausländer richteten und dass die Täter und die ihnen Beifall spendenden Zuschauer keineswegs nur arbeitslose Jugendliche waren, reflektieren die »Simple Storys«, die gern im gymnasialen Deutschunterricht gelesen werden, nicht.

Am ehesten tauchen Neonazis in ostdeutschen Coming-of-Age-Geschichten auf, als Teil des Kampfes um einen eigenen Platz in der brüchig gewordenen »Wende«-Gesellschaft; quasi Sparingpartner jugendlicher Entwicklung, wie etwa in Clemens Meyers »Als wir träumten« (2006) oder in Peter Richters »89/90« (2015) – zwei beeindruckenden Romanen von Generationsgenossen Präkels', in denen die Autoren ihre Jugend im Leipzig beziehungsweise Dresden der frühen 1990er Jahre verarbeitet haben.

Ideologischer Export

Oft werden jedoch gerade in Werken ostdeutscher Autoren die rassistischen Gewalttäter als Opfer der »Wende« entschuldigt. In seinem Prosa-Text »Die Leute von Hoywoy (2)«, mit dem er 1991 auf die Ausschreitungen in Hoyerswerda reagierte, behauptet Volker Braun etwa: »Man war mit ihnen umgesprungen, wie kein Polier, kein Polizist es einst gewagt hatte. Es war etwas hereingebrochen, eine namenlose, eine Naturgewalt, die das Gelände entseelte und die Betriebe verödete. (...) Zersiebt, zerstreut, entlassen; außer Kraft gesetzt ihr Leben.« Der Mauerfall und die Entscheidung für die Einheit, die ja nicht zuletzt durch die Wahl der CDU zur stärksten Partei bei den ersten gesamtdeutschen Bundestagswahlen sichtbar bekräftigt wurde, erscheinen bei Braun als Naturkatastrophen. Entsprechend wenig Verantwortung spricht er auch den Tätern zu: »Sie konnten, sie mußten wünschen, nicht die Letzten zu sein im Staat, nicht die Allerletzten. Nun schlugen sie zu.« Jene, die diese vermeintlichen »Wende«-Opfer ihrerseits zu Opfern gemacht haben, spart er aus. Lyrisch

verdichtet findet sich die gleiche Sichtweise auch in Brauns Gedicht »Mein Territorium«: »Heute gehört uns Deutschland nicht mehr / Morgen / Kurzarbeit Null in Pumpe, Lauchhammer / plattgemacht / Skinheads DIE STIMMUNG HAT / VOLKSFESTCHARAKTER: Niggerschweine / Hoyerswerda, wo liegt das? Finsterste Welt / Lessing im Gulli mit eingetretener Stirne [...]«. In dem Gedicht wurden vor der Jagd auf »Niggerschweine« ostdeutsche Betriebe »plattgemacht«, die Kausalbeziehung, die das Gedicht nahelegen will, ist eindeutig. Das Ausländerfeindliche sei den Ostdeutschen fremd, es komme von außen, sei ein Westimport: »Was für eine Rasse, fragte ich mich, hatte sich hier eingenistet«.

Zu den sich nicht nur damals und nicht allein im Osten Deutschlands ereignenden Übergriffen und Ausschreitungen haben sich durchaus auch prominente westdeutsche Schriftsteller geäußert, die sich in der Tradition der »Gruppe 47« als engagierte Intellektuelle verstanden. So hat Günter Grass, der für den »deutschen Fremdenhass« eine verfehlte Wiedervereinigungspolitik verantwortlich machte, nach den Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen 1992 wiederholt rechte Gewalt thematisiert. »Nach westdeutschem Vorbild« werde nun im Osten gegen die Fremden gehetzt: »Seitdem hat sich Deutschland verändert. Hoyerswerda ließ sich noch irgendwie wegschummeln, doch seit Rostock sind alle Beteuerungen aus Zeiten der Einheitslosigkeit entwertet.« Auch Grass, der zu dieser Zeit vehement den raschen Vollzug der deutschen Einheit kritisierte, deutet die Ausschreitungen wie Braun als Kollateralschäden einer westdeutschen Kolonisierung und als ideologischen Export. Die Entwertung ostdeutscher Errungenschaften, Betriebe und Lebensleistungen habe zu einer andauernden Demütigung geführt, einem »Fremdsein zwischen den Deutschen«, das sich in Rostock in einer »neuerliche[n] Barbarei« gegen »Zigeuner« entladen habe. Grass beschließt seine »Rede vom Verlust« 1992 mit einem ungewöhnlichen und romantisierenden Vorschlag: »Laßt eine halbe Million und mehr Roma und Sinti unter uns Deutschen sein; wir haben sie bitter nötig. [...] Sie könnten uns behilflich sein, indem sie unsere festgefügte Ordnung ein wenig irritieren. [...] Sie könnten uns lehren, wie wichtig Grenzen sind; denn die Roma und Sinti kennen keine Grenzen.«

Grass beschreibt die rechte Gewalt der frühen 1990er Jahre als gesamtgesellschaftliches Problem, wobei er essentialisierende Zuschreibungen für sämtliche Gruppen, die er nennt, vornimmt: die raubtierkapitalistischen Westdeutschen, die gedemütigten Ostdeutschen und die sich jeder Ordnung verweigernden »Zigeuner«, die seien, »was wir zu sein vorgeben: geborene Europäer!« Immer wieder stellt er die Diskussion der rassistischen Gewalttaten in den Dienst seiner Analyse einer gescheiterten Einheitspolitik der Regierung Kohl. 1993 veröffentlicht er in Reaktion auf die rechte Gewalt 13 Gedichte unter dem Titel »Novemberland«. Darin ist die Rede von Politikern als den verantwortlichen »Skins mit Schlips und Scheitel«, wie der damalige Verteidigungsminister Volker Rühe, aber auch die konkreten Gewalttäter kommen vor: »[...] sind unterwegs, im Gleichschritt wie geübt. / Gestreckte Arme grüßen irgendwas. / Drauf ein Gebrüll, das nur sein Echo liebt, / aus Köpfen, die gedunsen sind vom Hass«. Das lyrische Ich versucht deren Ideologie nachzuempfinden: »[...] hier heimisch wünscht zu werden, wie der Fremden Flut, / die frech, trotz Drogensucht und aidsverseuchtem Blut, / mit uns sich mischen möchte, will uns trüb durchrassen, / so dass wir sie, nicht uns mehr hassen«. Grass nimmt hier Edmund Stoibers Warnung vor einer »drohenden Durchrassung des deutschen Volkes« und das Bild der Flut auf, das schon die damalige Asyldebatte prägte. Im »Novemberland«-Zyklus wird Mölln genannt und das Symbol der Sonnenblume bemüht, die an das attackierte Sonnenblumenhaus in Rostock-Lichtenhagen erinnert. Die Auseinandersetzung des Autors tendiert allerdings zur Vereinfachung, wenn er den Profiteuren der Einführung des Kapitalismus im Osten unterstellt, sie würden während der Übergriffe »schweigend grinsen hinter den Gardinen«. So geraten ihm die Taten, die er beklagt, zu einem Verschleierungsmotiv: Mit ihrem Missbrauch des Flüchtlings- als Wahlkampfthema würden sie versuchen, den Unmut über die sozialen Ungerechtigkeiten zwischen West und Ost auf Asylsuchende umzulenken. Die osteuropäischen Roma werden dem Autor in ihrer Sündenbockfunktion zu bedauernswerten Wieder-

gängern der Juden im »Dritten Reich«; wiederholt wird in »Novemberland« etwas »ausgeschwitzt« und so der Holocaust beschworen. Grass' Analyse des Vereinigungsprozesses wirkt wie der Wiederaufguss einer Faschismusanalyse, die den rechtsradikalen Terror unvermittelt aus den skrupellosen wirtschaftlichen Interessen eines entfesselten Kapitalismus herleitet.

Wider die Verharmlosung

Hans Magnus Enzensberger hat 1994 den relativierenden Diskurs der frühen 1990er Jahre zum Gegenstand eines Gedichts gemacht, allerdings weniger gegen die Larmoyanz eines Volker Braun gerichtet als gegen die Beschwichtigungsrhetorik vieler Politiker in jener Zeit. In »Privilegierte Tatbestände« reagiert Enzensberger auf die Brandanschläge und vor allem die Verharmlosung der Motive der Täter:

»Es ist verboten, Personen in Brand zu stecken. / Es ist verboten, Personen in Brand zu stecken, die im Besitz / einer gültigen Aufenthaltsgenehmigung sind. / Es ist verboten, Personen in Brand zu stecken, die sich an / die gesetzlichen Bestimmungen halten und im Besitz / einer gültigen Aufenthaltsgenehmigung sind. / Es ist verboten, Personen in Brand zu stecken, von denen / nicht zu erwarten ist, daß sie den Bestand und die / Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland gefährden. / Es ist verboten, Personen in Brand zu stecken, soweit sie / nicht durch ihr Verhalten dazu Anlaß geben. / Es ist insbesondere auch Jugendlichen, die angesichts / mangelnder Freizeitangebote und in Unkenntnis der / einschlägigen Bestimmungen sowie aufgrund von / Orientierungsschwierigkeiten psychisch gefährdet sind, / nicht gestattet, Personen ohne Ansehen der Person in / Brand zu stecken. / Es ist mit Rücksicht auf das Ansehen der Bundesrepublik / Deutschland im Ausland dringend davon abzuraten. / Es gehört sich nicht. Es ist nicht üblich. / Es sollte nicht zur Regel werden. / Es muß nicht sein. / Niemand ist dazu verpflichtet. / Es darf niemandem zum Vorwurf gemacht werden, wenn / er es unterläßt, Personen in Brand zu stecken. / Jedermann genießt ein Grundrecht auf Verweigerung. / Entsprechende Anträge sind an das zuständige / Ordnungsamt zu richten.«

Enzensberger liefert im Gegensatz zu Grass keine allgemeine Kulturkritik, sondern eine poetische Analyse des Diskurses, indem er die bornierte Sprache von Vertretern des Staates in Politik, Polizei und Justiz ironisch affirmiert, überdreht und so in ihrer Unmenschlichkeit ausstellt. Mit Grass' und Enzensbergers Gedichten zur Lage stehen sich auch zwei unterschiedliche poetologische Programme gegenüber: das des politischen Bekenntnisses (Grass) gegen das des Pop (Enzensberger), der das zu Kritisierende nicht beim Namen nennt und mit der Autorität der eigenen Person verdammt, sondern durch Überaffirmation ausstellt und so für den Leser kritisierbar macht. Im Hinblick auf die Kritik an von Uslars »Deutschboden« wäre es eine Überlegung wert, ob dessen Text nicht in gewisser Weise ähnlich funktioniert.

Manja Präkels und Moritz von Uslar sehen beziehungsweise hören hin – aus unterschiedlichen Motiven, aber in ihrem jeweiligen Hinsehen oder -hören sind sie dichter beieinander als bei jener erdrückenden Mehrheit von deutschen Autoren, die sich für die rechte Gewalt in ihrem Land gar nicht erst interessieren. Das ist schon viel, gerade auch angesichts von beklatschten Äußerungen wie Martin Walsers Apologie des Wegschauens in seiner Friedenspreisrede 1998, in der diesem zu den Ausschreitungen von Rostock-Lichtenhagen mit nur einem halben Jahrzehnt Abstand bereits nicht mehr einfiel, als dass er die Nachrichten darüber »einfach nicht glauben« könne (und wolle).

■ Prof. Dr. Matthias N. Lorenz lehrt Gegenwartsliteratur an der Universität Bern. Er ist u. a. Herausgeber des »Lexikons der »Vergangenheitsbewältigung« in Deutschland« sowie der Bände »Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz« und »Täter und Tabu«. Er schrieb an dieser Stelle zuletzt am 6. September 2017 über die »Gruppe 47«.

■ Lesen Sie am Dienstag auf den jw-Themaseiten:

Aufbau mit Problemen. Vor 40 Jahren begann die DDR mit der Produktion von Mikroprozessoren

Von Jörg Roesler